

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 123.

Berlin, Montag den 14. Oktober

1833.

### E n g l a n d.

Tales of the Caravanserai. (Geschichten aus dem Caravanserai.) Von J. B. Frazer. Des Chan's Erzählung. London, 1833.

Herrn Leith Ritchie's Romanen-Bibliothek, welche jetzt alle zwei Monate erscheint, fängt an, bessere Sachen als bisher zu liefern. Das vorliegende Werk des Herrn Frazer ist eine orientalische Novelle voller Anmuth und Abenteuer und in dem wahren Geiste jener reichen und poetischen Literatur geschrieben, welche das auszeichnende Merkmal des Ostens ist. Die Geschichte ist reich an Ereignissen, wenn sie auch eben nicht mit großer Kunst an einander gereiht sind; die Charaktere sind gut gezeichnet, und eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten und Gebräuche des Orients ist darin unverkennbar. Liebe und Krieg geben den Stoff zu den Haupt-Scenen her. Vielleicht kommen zu viele Kämpfe in dem Buche vor; der Leser möchte wohl mitunter der vielen Gefechte müde werden, die vor seinen Augen vorgehen; allein der besondere Charakter des morgenländischen Ritterthums, welcher hier so genau und in so scharfen Zügen beibehalten ist, giebt den häufigen Raufereien so viel Abwechslendes, daß man die öftere Wiederkehr derselben nur in der Anlage des Buchs selbst unpassend findet. Herrn Frazer's Bekanntschaft mit den Sitten des Ostens und der äußerlichen sowohl als inneren Charakteristik der Gesellschaft im Morgenlande erstreckt sich weiter als die irgend eines anderen Schriftstellers unserer Tage. Er ist kein bloßer Nachahmer des allegorischen Stils, der leidenschaftlichen Sprache, des glänzenden Wortgeprägtes des Orients, sondern ein treuer Maler der Gebräuche, Sitten, Vorurtheile, des Aberglaubens und der conventionellen Einrichtungen jener Gegenden. Er malt jede Klasse des Volks mit gleicher Treue und in den kleinsten Zügen und entwirft ein so lebensreiches Gemälde der verschiedenen Stämme und Nationen, daß er, während er eine angenehme und unterhaltende Erzählung schreibt, seine Leser in der That mit Kenntnissen in einem Gebiet bereichert, welche sie nur an Ort und Stelle selbst hätten sammeln können.

Der Eingang der Geschichte betundet sein Talent für Schilderungen auf eine glänzende Weise. Die fünf Reisenden sind wie aus dem Leben gegriffen, und die Genauigkeit, mit welcher ihr Kostüm gezeichnet und kolorirt ist, beweist, daß Herr Frazer seine Kenntniß nicht aus Büchern allein geschöpft hat. Wir theilen einige Auszüge als Proben mit:

„Gegen das Ende eines bleichen und trüben Dezember-Tages, als das lärgliche Licht, welches die Jahreszeit gestattete, noch durch den bestig wehenden Wind geschwächt wurde, eilten fünf berittene Reisende durch die kahle und ausgedehnte Ebene hin, indem sie ihre erschöpften Thiere gegen den scharfen Wind antrieben, welcher in wilden Stößen über die Fläche hinsuhr und es ihnen sehr sauer machte. Der Aufzug dieser Reisenden verrieth eine lange und mühselige Wanderung, und die unbehaglichen Blicke, welche sie zu den dicken Wolken emporwarfen oder in die Ferne richteten, um die Dunkelheit zu durchdringen, welche sich immer dichter auf ihren Pfad legte, verrieth ihre Sehnsucht, irgend ein Obdach zu erreichen, ehe Sturm und Nacht sie wirklich überfielen.

Der erste Reisende war ein Mann über die mittleren Jahre hinaus, von mächtiger und athletischer Gestalt, dessen strenges und würdevolles, doch nicht unangenehmes Gesicht das ernste Gepräge eines Kriegers trug. Ein schwarzer buschiger Bart verbarg seinen Mund fast gänzlich, seine große und vorstehende Nase und schwartigen Augenbraunen verläudeten eine Festigkeit und Entschlossenheit, welche das funkelnde und forschende Auge, das unter denselben hervorblitzte, vollkommen bestätigte. Auf seinem Haupte trug er die Kuzzil Basch-Mühe, die noch vor kurzem unter dem furchtbaren Nadir der Schrekken der Feinde Frans war; allein sie war, gleich jener Eroberer-Familie in dem Zustande ihres Falles, jetzt schmutzig und von dem Hauch des Ungemachs besudelt. Sein Leib war in einen weiten Baroni, oder Rock von Scharlachtuch, gehüllt, mit abgetragenen Pelz verbrämt und mit goldener, jetzt verblichener und fadenscheiniger Stickerei verziert. Eine kleine, aber schwersällige Luntenslinte hing über seinem Rücken, deren Schloß sorgfältig mit einem seidenen Tuche umwickelt war, um es vor der Rasse zu schützen. Ein trummer Säbel hing an seinem Gurt, doch zur linken Hand blickte unter der Satteldecke noch der Griff eines anderen breiten Schwerdtes hervor, welches so zur Hand hing, daß es jeden Augenblick gezogen werden

konnte. In seinen Halstern steckten ein Paar lang gezogene Türkische Pistolen, zwar von roher Arbeit, aber treu und bewährt; er selbst ritt ein mächtiges Roß von jener bewundernswürdigen Race, welche in den Wüsten östlich vom Kaspischen See gezogen wird.

Der zweite der Gruppe ritt zwar neben seinem Anführer, hielt sich aber dennoch immer einen Schritt hinterwärts, gleichsam den Vorzug des anderen anerkennend, dennoch aber mit jener Vertraulichkeit, die unter Waffengefährten stattzufinden pflegt, denn auch er war ein Krieger, obgleich sein Ansehen und Aufzug einen niedrigeren Rang anzeigten. Er war jünger, behender und mehr zur schnellen Bewegung geeignet als der andere. Der gutmüthige Ausdruck seines dunkeln sonnegeschwärtzen Gesichts milderte einigermaßen den Zug von schelmischer Frechheit, welcher seine Verbindung mit dem Hofe verrieth, und der das unsehbare Gepräge eines Gholam-e-Schahie ist. Ein Baschlog oder breiter Filzhut bedeckte ihm Kopf und Schultern, und eine dicke wollene Tuba umhüllte seinen eng anschließenden Demah oder Reitrock. Auch er war von Kopf bis Fuß bewaffnet, trug Säbel und Karabiner und Pistolen und Dolch in seinem Gurt.

Der Dritte trug das bescheidene Gewand derer, welche dem gelehrten Stande angehören. Der große dunkelgrüne Turban, der braun und grau gestreifte Abba oder Arabische Mantel, der über einem Rock von dickem, braunem, wollenem Tuch hing und über der Brust kreuzweise befestigt und mit einem großen grauen Kermans-Schawl umgürtet war, der lange, glatte, wohlgeämmte Bart, das volle hervorsteckende graue Auge, das blasse Gesicht und ein Ansehen nichtsagender Wichtigkeit ließen keinen Zweifel, daß er ein ehrwürdiger Mullah, irgend ein Priester oder Doktor der Lehre des Islam sey. Allein die Würde seines Anzuges und seiner Haltung hatte durch den scharfen Wind grausam geühten, und das rastlose Umherblicken seines unruhigen Auges verläudete etwas ganz Anderes als die bedächtige und philosophische Ruhe eines Heiligen oder Weisen, der bereits einen Vorschmack von den Freuden des Paradieses hat. Er ritt auf einem großen starken Esel von der berühmten Zucht von Lhassa in Arabien, welche, obgleich von den edlen Rassen des Landes an Schnelligkeit übertroffen, ihnen doch an Ausdauer und sicherem Schritt nichts nachgeben. Der Mullah, fast beständig in seinen eigenen Betrachtungen oder Besorgnissen vertieft, ritt ein Paar Schritte hinter den Anderen, doch nah genug, um mit einem Spornstich neben ihnen zu seyn und an dem Gespräch Theil zu nehmen, wenn es erfordert wurde.

Der Vierte von der Gesellschaft, ein rauher Veteran mit einer furchtbaren Schwärze über dem Gesicht, nicht weniger gut bewaffnet als die Uebrigen, trug einen schmutzigen grünen Demah und eine grobe Tartarische Mühe und ritt ein großes kräftiges Roß. Seine Kleidung und sein Anstand bezeichneten ihn als einen jener Klasse von Dienern, die man im Persien Jetudars nennt. Er ritt hinter den Anderen, trieb jedoch von Zeit zu Zeit sein Pferd bis zur Seite seines Anführers, dem er einige Worte sagte, oder er mischte sich auch mit einer Bemerkung in das Gespräch, nach Art vertrauter Diener. Ganz zuletzt sah man auf einem Haufen Gepäck, welches die Ladung eines starken Maulthieres ausmachte, einen Mann sitzen, in einen alten Posten oder Schapselz gekleidet, der mit der stumpfen Behaglichkeit eines niederen Knechtes sich auf seinem Sitz wiegte.

Die Schwierigkeit muß nicht gering gewesen seyn, eine lange Geschichte in einem Styl zu halten, dessen Ausdruck von dem unserigen so verschieden ist, die gewöhnliche Sprache der Beschreibung und Erzählung in eine Art poetischer Prosa zu verwandeln; allein Herr Frazer scheint sich in dieser eben so eigentümlichen als kunstvollen Manier mit der größten Leichtigkeit zu bewegen. Das Haupt-Interesse beschränkt sich eigentlich auf drei Personen, den Prinzen Rezza-Kulib, die Prinzessin Gulevoj, seine Schwester, und die Prinzessin Leilab, seine Braut. Die hingebende Liebe der Prinzessin Gulevoj für ihren Bruder macht eine äußerst schöne Episode, und die beständigen Drangsale der Liebenden, da die Braut von den Bewerbungen eines kriegerischen Häuptlings verfolgt wird, aus dessen Händen Rezza-Kulib sie befreit, eine Reihe von Widerwärtigkeiten und Unfällen, welche unseren modernen Empfindlern das Herz brechen würden, füllen, nebst einem Panorama von Wanderungen durch die Wüste, wilden Abenteuern und bewundernswürdigen malerischen Darstellungen den übrigen Theil des Bandes.

Eine Skizze von einem Einsiedler und seiner einsamen Wohnstätte wird uns einen Begriff von dem G. ist des Werkes geben:

„Zur Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, konnte, die Durgah

und das Dorf Kudum-Mubarit sich nur eines einzigen beständigen Einwohners rühmen, eines alten Mannes, bekannt unter dem Namen Mullab-Jaschur, welcher, benehnt der frommen Uebungen, die er sich selbst anlegte, den Leuten gut Glück weisagte, Begebenheiten vorausverkündigte, Geburts-Horoskope stellte und dabei noch Zeit zu allerlei anderen Geschäften fand. Er verkaufte Turbias (Rosenkränze), Zaubermittel, Talismane und Stücke geweihter Erde von Kerbelab, oder sonst woher. Der Mullab war ein abgelebter alter Mann, seine Gestalt war von den Jahren gebeugt, aber ein scharf gezeichnetes Gesicht, ein durchdringend schwarzes Auge und ein Bart, so weiß wie Schnee, traten zwischen seinen Schultern hervor. Seine Kleidung bestand in einer höchst elenden Kaaba, über welcher die Reste eines schwarzen Arabischen Mantels flatterten. Sein Kopf war mit einem dicken grünen Turban von höchst wunderlicher Form bedeckt.

Der Ort, wo er seine Wohnung aufgeschlagen hatte, war merkwürdig wegen seiner gänzlichen Abgeschlossenheit. In früheren Zeiten war der Imamjadeh von einem jetzt verfallenen Erdwall umgeben gewesen, und der so eingeschlossene Raum, der früher mit Bäumen bepflanzt war, hatte zum Begräbnisplatz gedient. Von den Bäumen standen noch zwei edle alte Fichten und ein Schinar von ungemeiner Höhe und herrlichem Gezweige. Der ganze Boden war mit Grabsteinen besät, von denen viele zerbröckelt oder verwittert waren. Ein Bach, welcher aus einer Quelle in dem Berge nahe der Höhle hervorkam, war durch den Platz geleitet worden, was ihm den ungewöhnlichen Vorzug eines frischen grünen Rasens verschaffte. Unter dem Schatten der drei noch übrigen Bäume standen die Trümmer eines Gebäudes, wahrscheinlich ehemals ein Grabmal, eben so alt wie der Imamjadeh selbst. Diese Ruine, etwas ausgeräumt und ein wenig erweitert, diente dem Mullab zur Wohnung, und vor derselben in dem kühlen Schatten in der Nähe des Baches pflanzte er Stundenlang zu sitzen, gleich dem Bewohner irgend einer längst verschollenen Welt, der gekommen ist, die Ruinen der unfrischen anzuschauen. Es war eine sonderbare und ergreifende Scene, der schlanke graue Dom des Imamjadeh, die skelettähnlichen Mauern des verlassenen Dorfes, die Grabsteine selbst, die immer mehr verfielen, mitten unter den grünen Hügeln, gleich den namenlosen Todten, deren Andenken sie vergebens zu erhalten strebten, die hohen phantastischen Fichtenbäume mit ihren düsteren Farben, von den nackten Bergen überschattet — selbst die Gestalt des alten Mullab, starr und bewegungslos, gleich dem letzten Ueberrest eines entvölkerten Landes — Alles still und leblos, bis auf den Bach, der mit ununterbrochenem Murmeln forteilte, um sich in die Wüste zu verlieren — ein passendes Bild vom Leben des Menschen, der sich abmüht und hastig dahineilt, um von dem Ocean der Ewigkeit verschlungen zu werden.“

(Schluß folgt.)

#### Bibliographie.

- Zenobia. — Schauspiel. Nebst einer Sammlung von Gedichten. Von Dr. J. Ford. Pr. 7½ Sb.  
The converted Jew. (Der bekehrte Jude.) Ein Gedicht von L. R. Verdon. Pr. 5 Sb.  
A new exposition. (Neue Darlegung von den Functionen der Nerven.) Von J. W. Carle. Erste Abtheilung. Pr. 7½ Sb.  
Transactions etc. (Verhandlungen der zoologischen Gesellschaft von London.) Erste Abtheilung. 4. Pr. 16 Sb.

## F r a n k r e i c h.

### Acht Tage auf Reisen.

Von Jules Janin.

#### II. Brüssel.

Die Landstraße führte uns fortwährend durch ein schönes und fruchtbares Land. Links und rechts zeigten sich auf den Weiden hübsche junge Kößlein, die gleich muthwilligen Knaben umherpringen. Eine Stunde bevor man nach Brüssel gelangt, betritt man eine sandbestreute Baum-Allee, die an das Hölzchen von Boulogne erinnert. Hier ist immer und überall Frankreich. Hier sind überall grüne Fluren, überall ein schöner Himmel und herrliche Bäume; dann tritt man auf einmal wie im Nu in die Stadt.

Da liegt sie, die alte Gallische Stadt aus früherer Heidenzeit! das alte Schlachtopfer des Herzogs von Alba! die alte Siegesbeute des Marschalls von Sachsen und Bonaparte's! Wie viel Muth hat es nicht immer für sie aufzuwenden gegolten! Aber das ist das Unglück der kleinen Königreiche, die zwischen großen zerstreut liegen, das ist das Unglück aller Städte, die zu Waarenlagern und zu Durchmarsch-Stationen der benachbarten Armeen dienen! Dreimal herbes Unglück! Solchen Städten ist es kaum möglich, sich eine Nationalität zu bewahren, und die Fahne, die auf den Gipfeln ihrer Mauern flattert, ist in beständiger Todesgefahr! Man sehe nur Brüssel an! Angeachtet so mancher ausgezeichneten und hochherzigen Männer in seiner Mitte, hat Brüssel doch sein eigentliches Leben noch nicht gelebt, und nur hoffen können wir, daß ihm endlich dieser schöne Tag gekommen seyn wird.

Ich habe also Brüssel gesehen. Es ist eine thätige, bewegliche, aller Dingen mit Kaufmannsbildern behangene Stadt, und man fühlt es sogleich, daß man sich in einer Geldstadt befindet. Aber es ist nicht in dem Sinne eine reiche Stadt, wie Lill, das sein Vermögen in seinen Mauern besitzt, es häutet und darüber brühet und nur im Ansehen seiner genießt; Brüssel ist eine Geldstadt, weil es sein Geld erwirbt, um es in Gentessen aller Art anderswo zu verschleudern. Es ist ein großer Bazar, wo der Kaufmann nur verweilt, ohne seinen festen Aufenthaltsort dafelbst zu nehmen. Reichthümer werden da gewonnen, um nach anderen Gegenden fortgeschafft zu werden; man

erwirbt sich hier ein Schloß, um es später wieder in einer Lotterie auszuspielen.

Brüssel hat nur neunzig Thore weniger als Iheben, die hundertthorige Stadt. Ich hielt meinen Einzug über den Boulevard von Waterloo. Seltsam, daß Bonaparte es war, welcher diesen Boulevard, dem man den Namen Waterloo gegeben, entworfen und auszuführen begonnen hat. Das ist die Dankbarkeit der Nationen!

Der Weg führte uns zuerst bei einem Hospital vorüber, in das man eben einen Cholera-Kranken brachte. Ich erkannte sogleich alle eigenthümliche Züge dieser furchtbaren Krankheit wieder, die ich zu nah am Odr gehabt, und deren Pariser Echo ich zu oft auf allen Plätzen wiederhallen gehört, um sie je vergessen zu können, und ich mußte mir selbst sagen, daß es unter trüben Auspizien eine fremde Stadt betreten heiße, wenn man auf dem Boulevard Waterloo an einen Cholera-Kranken mit dem Ellenbogen stößt.

Bald darauf fuhr der Wagen bei dem Stadthause vorüber. Dasselbe liegt auf einem hohen Thurm und ist gerade auf dessen Dach gestellt, wie eine Wetterfahne; ein St. Michael mit im Winde schwankendem Flammberg. Ich hielt dies Stadthaus beim ersten Anblick für eine alte Kirche, welche die Belgische Revolution in eine Mairie verwandelt hätte, um doch auf jedem Punkt der Nachahmung der Juli-Revolution getreu zu bleiben.

Endlich hielt der Wagen still, und ich stieg von meinem Hock, auf dem ich mich eingeknistet hatte, herunter. Kaum aber berührten meine Füße den Boden, als sich mir auch schon ein Commissionair näherte mit der Frage: „Geben Sie nicht heut Abend zu Herrn Franconi, Monsieur?“

Das Hotel Bellevue liegt am Ende einer sehr lebhaften Straße, gerade in der Ecke der Place Royale. Dieser Platz ist eben so schön als der Vendome-Platz, wenn man die Säule abrechnet. Dicht hinter ihm erstreckt sich der königliche Park, der statt eines Gitters bloß mit einer Bretter-Planke eingezäunt ist. Die Place Royale ist das schönste Mosaisk weißer Steine, das ich je in meinem Leben gesehen habe. Was aber das Hotel anlangt, so ist es sehr sauber, sehr kalt-sinnig und sehr trübselig, und der arme Reisende, der zu Fuß ankommt und kein Engländer ist, wird von dem Herrn des Hauses mit einer so kalten und verächtlichen Höflichkeit empfangen, die man sich nicht anders als in die Worte übersetzen kann: „Geben Sie in das Hotel zum großen Nicolas oder zum großen Hirsch, das ist gut genug für Ihresgleichen; Sie haben sich ganz und gar in meinem Logis geirrt, mein Theurer!“

So erhielt ich denn mit großer Mühe ein kleines niedriges Zimmer, mit dem ich mich begnügen mußte. „Es war das letzte, das noch übrig geblieben.“ Als ich jedoch einmal auf meinem Zimmer war, fand ich bald Gelegenheit, mir ein anderes zu verschaffen und mein Ansehen einigermaßen herzustellen, und zwar auf folgende Weise: In diesen vermaledeiten Bierländern ist es nämlich schon eine große Auszeichnung unter den Leuten, wenn man Wein trinkt. In Brüssel Wein trinken, heißt so viel, als in Paris ein Kabriolet besitzen. Bordeaux-Wein trinken, heißt aber so viel als eine Kutsche haben, und wenn Du gar Laffitte forderst, so ist Deine Kutsche sicherlich mit zwei prächtigen Engländern bespannt. Ich forderte also auf der Stelle Laffitte zu meinem Diner, und einen Augenblick darauf wurde mir angekündigt, daß servirt wäre. Man hatte mir aber in einem bei weitem schöneren Zimmer servirt, als das erste war; „es war das vorletzte, das noch übrig geblieben.“

In Brüssel ist man gut und reichlich zu Mittag; Fleisch und Fische sind frisch, aber das Brod ist abscheulich. Es ist auch eigentlich kein Brod, dies Brod, sondern eine Art Kuchen, in den man, wie ich glaube, Eier, Salz und Butter thut. Es ist aber unmöglich, diese seltsame Composition zu essen, und ich habe nie deutlicher als in Brüssel gefühlt, wie grausam das Wort jener Prinzessin gewesen, die zur Zeit einer Hungersnoth sagte: „Wenn das Volk kein Brod hat, warum giebt man ihm nicht die Pastetenkrusten zu essen?“

Ich speiste also und kleidete mich um. Der Abend war herangekommen. Wie aber diesen langen Abend hinbringen, der den armen Unbekannten in einer fremden Stadt drückend beschleicht? Da näherte sich mir der Aufwärter des Hotels, der mir anmerken mochte, worüber ich in Gedanken war, und fragte: „Wollen Sie nicht zu Herrn Franconi gehen, Monsieur?“

Ich ging aus; es war noch hell genug, um die Anschläge an den Straßenecken lesen zu können. An einem dieser Zettel las ich: „Ganz außerordentliche Vorstellung! Auf vieles Begehren! Die Freibillets sind ohne Ausnahme nicht gültig!“ Das war gerade wie in Paris, wenn ein armes Theater in den letzten Tüben liegt. Ich bat einen Vorübergehenden, mir den Weg nach dem Theater zu zeigen. „Nach dem Theater des Herrn Franconi, Monsieur?“ fragte er mich. — Nein, sagte ich, nach dem großen Theater.

Das Theater liegt in der Mitte eines ungeheuren Platzes. Es ist, wie alle Theater in dieser Welt, bei weitem zu groß und gewiß mindestens zwei Mal zu groß. Wie ich vorausgesehen hatte, war fast kein Mensch darin. Im Parterre saßen einige Freunde und Verwandte der Schauspieler, die mit wahrer Wuth Beifall klatschten. Auf dem Balkon sah man einige Offiziere der Garnison, die aus gähnender Langeweile zwei oder drei Kammerjochchen belorguetirten, die in den oberen Gallerieen sich zeigten. In den Logen ließen sich zwei oder drei Bankrottierer aus Paris in gelben Handschuhen blicken, die im hohen Ton, wie alle Kenner des Feydeau und Ventadour, sich hier unterhielten. Man gab gerade Zampa. Die Dyer wurde gesprochen und gesungen, wie eine tomische Dyer gesprochen und gesungen werden muß: nämlich falsch gesungen und emphatisch gesprochen. Ein alter Sänger und eine alte Sängerin der opéra comique, Herr Cholet und Mlle. Prévost, spielten die Hauptrollen; Herr Cholet war leider an diesem Abend nicht bei

Stimme und über die Masken heiser, so daß er eigentlich nur mit seiner Rolle und dem Publikum sein Spiel zu treiben schien. Auch merkte man es ihm an, daß er sich noch bei weitem zu gut für die Ehren und Augen der Provinz hielt, und das umso mehr, da er heut sein stattliches Sammetkleid angelegt hatte. Was aber die Mademoiselle Prévost anbetraf, so war es nöthig, daß ich, um sie wiederzuerkennen, zwei Mal den Aufschlagzettel mir vor die Augen hielt. Man denke sich eine dicke, kleine, durch und durch rundliche Frau, einen dicken Kegel mit einem rothen Gesicht und dicken rothen Armen, vor einem Spiegel mit sich selbst tändelnd und mit den niedlichen Sprüngen und dem niedlichen Kichern der komischen Oper auf und nieder hüpfend. Das kann aus uns werden, wenn wir alt werden, gerechter Gott!

Unmöglich ist es jedoch, daß Mademoiselle Prévost, die sonst eine sehr leidliche Erscheinung war, auf einem natürlichen Wege in diesen Zustand der Fülle gerathen seyn sollte. Dieser Embonpoint ist durchaus nichts mehr und nichts weniger als der Embonpoint des Bieres. Diese niedliche Taille, das ist das Bier! Diese zierlichen Sprünge, von denen das Theater fast in Grund und Boden stürzen möchte, das ist das Bier! Wenn sich das Bier eines armen Franzosen aus Paris bemächtigt, so kommt er nicht anders als ganz geschwollen, träge, einfältig und benommen an Stimme, Geist und Vorkellungs-Fähigkeit wieder aus dessen Gewalt heraus. In Brüssel ist das Bier noch um so viel verderblicher, da es sonst ganz das Ansehen eines menschlichen Getränkes hat. Es ist nicht das feurige schäumende Flandrische Bier, das im Grunde auch ein wackerer Knabe ist, sondern es ist ein ganz ruhiges Bier, das aber sogleich wie ein Alkali in Nase und Kehle steigt. Der Faro von Brüssel, das ist der Macomer Wein dieser vermaledeiten Länder, die nichts als Hopfen erzeugen. Und das ist es, was die Mademoiselle Prévost so betrogen hat, das ist es, was alle Franzosen in Brüssel betrügt. O meine Landsleute, trauet nicht, wenn ihr in Brüssel seyd, der komischen Oper, dem Herrn Franconi und dem Faro!

Zu guter Stunde begab ich mich noch aus dem Theater weg. Als ich hinausstrat, obwohl es noch zur guten Stunde war, waren bereits alle Läden geschlossen. Alles war still in der ganzen Stadt, und alle Engländer hatten sich bereits in ihr Hotel zurückbegeben.

Ich warf mich auf mein Bett, indem ich zu mir selbst sagte: „Wollen Sie nicht zu Herrn Franconi gehen, Monsieur?“ —

#### Bibliographie.

- Une actrice. (Die Schauspielerin.) Von E. L. Guerin. 2 Bde. Pr. 15 Fr.  
 Histoire de Paris. (Geschichte von Paris.) Nach einem neuen Plane, von A. Touchard-Lafosse. 4 Bde. (Der erste Band ist bereits erschienen.)  
 Les reverberes. (Die Straßen-Laternen.) Geschichten aus dem alten und neuen Paris, von Touchard-Lafosse. 2 Bde. Pr. 15 Fr.  
 L'Angleterre et les Anglais. (Bulwer's England und die Engländer.) 2 Bde. Pr. 15 Fr.  
 Mémoires du Baron Georges Cuvier. (Cuvier's Denkwürdigkeiten.) Nach den von seiner Familie gelieferten Urkunden in Frankreich und England publizirt. Pr. 7 Fr.

### M o r g e n l ä n d i s c h e s.

#### Mäßigkeit der Araber in der Wüste.

Es ist bekannt, daß einer der größten Vorzüge der Mäßigkeit darin besteht, daß die Verdauungs-Organe nur schwach gereizt werden, woher es dann kommt, daß der Magen, da er nicht zu sehr angestrengt wird, weniger stark auf Herz und Gehirn wirkt, so daß diese beiden wichtigen Organe immer ihre normale Thätigkeit behalten können, wenn nicht andere Umstände sie daran hindern.

In der That, da eine zu reichliche und zu reizende Nahrung, die zu viel dickes Blut, Speichel, Schleim und Gallert erzeugt, den Reiz des Magens erhöht, wenn er sie aufgenommen hat, und ihn hervorrufft, wenn sie ausbleibt, so läßt sich leicht begreifen, welche nachtheilige Folgen sie in warmen Ländern haben müßte, wo jene Organe außerordentlich reizbar sind. Um sich schnell und ohne Gefahr an das Klima in jenen heißen Gegenden zu gewöhnen, muß man, wie man gewöhnlich sagt, erst arm an Blut werden. Mäßigkeit und Bäder sind die besten Mittel, diesen Zweck zu erreichen.

Der Fellah (Aegyptische Bauer) und der Araber in der Wüste, mäßig von Natur oder aus Instinkt, sind es noch mehr durch die täglichen Beispiele, die sie vor Augen haben. Die Erfahrung lehrt sie, daß der kräftigste und stärkste Mensch die bestige Sonnenhitze nicht ertragen könnte, wenn er nicht die Vorsicht gebraucht, ehe er sich auf den Weg macht, nur eine sehr mäßige Nahrung zu sich zu nehmen. Sie wissen, daß, wenn man nüchtern ist und wenig gegessen hat, die Haut feisch, der Nabel leicht, der Kopf frei und die Gelenke geschmeidig sind, so groß auch die Hitze sey, die man auszuhalten hat. Der Beduine hat auch sehr wohl bemerkt, daß sein Pferd die Anstrengungen eines langen Laufes auf dürrer Sande nicht aushalten könnte, wenn er nicht dafür sorgte, ihm nur ein schwaches Futter von Stroh und Gerste zu geben, während er es zur Nachtzeit so viel streifen läßt, wie es will. Mit Tages-Anbruch bestreift der Bewohner der Einöde leicht und bebend seinen Kiebel und schwärmt vom Morgen bis zum Abend durch die unermessliche Wüste dahin, indem er oft als Vorrath für den ganzen Tag nur ein Säckchen Mehl und einen kleinen Schlauch mit Wasser bei sich führt. Diese lederne Tasche, die er Zejamia nennt, und die an seinem Sattelsknopf hängt, ist sein unentbehrlichstes Reisegerät. Hierzu kommt noch eine hölzerne Schale, in welcher er einen Teig knetet und 4

oder 5 Klöße von der Dicke einer Nuß macht, die, auf etwas Gluth gebraten oder auch nur an der Sonne getrocknet, sehr oft die ganze Nahrung eines langen Sommertages ausmachen. Während des Herbstes und Winters, in welchen die Sonnenhitze etwas erträglicher ist, pflegen die Tartari \*) und Sabsi \*\*) ihrem Reisevorrath noch eine Art von Braten, Kaliah genannt, hinzuzufügen, ein sehr ausgedörrtes Fleisch, welches sich außerordentlich lange hält.

Dies ist der einfache Aufzug und der ganze Reisevorrath der Orientalischen Courtiere, welche, auf Dromedaren reitend, die noch mäßiger als ihre Herren sind, in kurzer Zeit Strecken zurücklegen, die unglaublich scheinen. \*\*\*)

Herr Mengin erzählt in seiner „Geschichte von Aegypten, unter der Regierung Mohamed Ali's“, daß im Jahre 1811, als der Vice-König sich in großer Eil von Suez nach Kairo begeben wollte, er diesen Weg in 18 Stunden zurücklegte. Die Entfernung beträgt mehr als 70 Stunden Weges.

Folgendes ist die Art, wie die Aegyptischen, Persischen und Syrischen Staffetten in wenigen Stunden die ungeheuren Wüsten zurücklegen, welche diese Länder scheiden. Die Araber, die sich dem Gewerbe eines Couriers widmen, werden zu diesem Amte nur tauglich erkannt, nachdem sie sich lange vorher und stufenweise an eine sehr beschränkte Nahrung gewöhnt haben. Mäßigkeit, eine gute Gesundheit und erprobte Treue sind die unumgänglichen Erfordernisse, um zu diesem Dienste zugelassen zu werden. Wenn sie eine Reise zu machen haben, so eilen sie in die Wüste, wo sie nur in sehr weiter Entfernung einen Schuppen, Derua, finden, wo sie Nabeln schöpfen und ihre Nahrung bereiten können, welche, wie gesagt, in wenigen Mehlklößen, Wasser, Salz und selten in etwas Butter besteht. Eine Tasse Kaffer ohne Zucker und eine Pfefse Taback sind für sie ein Zusatz zum Schmause, den sie gewöhnlich nur Abends haben können, wenn sie im Karavanerai, †) Mahatta, ankommen. Kurz nachher bestiegt der Reiter sein Dromedar wieder, welches noch 30 oder 40 Stunden Weges zurücklegt, und begnügt sich während dieser ganzen Zeit mit einigen Stücken Gummi arabicum, die er verschlingt.

Die Diät der Fußboten ist ungefähr dieselbe. Mit einem Stabe bewaffnet, der auf den Schultern hinter dem Halse ruht, um die Arme darauf zu stützen, durchreist er für die geringe Summe von 10 Francs einen Raum von 30 oder 40 Stunden Weges und verrichtet seine Botschaft, auf die er am vierten Tage Antwort bringt.

Während meines Aufenthalts im Hospital von Abu-Zabel hatte ich in meinem Dienst einen Sabsi ††) von 40 Jahren, welcher, wenn ich ausritt, mir zu Fuße folgen mußte, so schnell ich auch reiten mochte. Er konnte 18 bis 20 Stunden Weges in einem Tage machen und nahm nichts weiter zu sich, als ein Stück Brod, 2 oder 3 Feigen und ein Glas Wasser.

In Aegypten und Syrien hatte ich Gelegenheit, mich mit einigen von den Beduinen oder Fellah's zu unterhalten, welche das mühselige Gewerbe der Fußboten treiben. Man nennt sie Merhal's. Alle haben mir versichert, daß sie ohne eine sehr strenge Diät, welche nur ein geringes Maß von Getränk erfordert, unmöglich lange Strecken zurücklegen könnten, besonders in der Sonnenhitze. Wenn sie so unvorsichtig sind, diese so nöthige Mäßigkeit zu überschreiten, so fühlen sie alle ihre Glieder wie gelähmt; der Kopf ist schwer, sie finden es unmöglich, die Hitze und die vom Sande zurückgeworfenen Lichtstrahlen zu ertragen, ohne davon erstickt zu werden. Ein fortwährendes Bedürfnis, zu schlafen, ein starker und beschwerlicher Schweiß macht es dann äußerst gefährlich, die Krümmungen des Hals und seine Bewässerungs-Kanäle zu durchschwimmen; kurz, Verstopfung, Nasenbluten und zuweilen selbst Erbrechen und Blutspien sind die Uebel, welche sie verhindern, eine Reise fortzusetzen, die sie im entgegengekehrten Falle leicht zurückgelegt hätten.

Eines Tages, im Sommer 1825, als ich vom Hospital Abu-Zabel nach Kairo reiste, begegnete ich in der sandigen Wüste einer Familie von Mogrebins †††), welche von Mekka zurückkamen und nach Marokko, ihrem Vaterlande, heimkehrten. Anfangs hatte ich Mühe, zu begreifen, wie diese mageren von einer Sonnenhitze, die um Mittagzeit zuweilen 45—50 Grad erreicht, verbrannten Wesen, die statt alles Gepäckes nur einen Quersack haben, nur ein einziges Kaffier, um ihren Vorrath von Wasser, Datteln und Zwieback zu tragen, es unternehmen konnten, eine so ungeheure Strecke Landes zu durchwandern, unter Schwierigkeiten, die mir fast unüberwindlich schienen. Allein einiges Nachdenken über die großen Vortheile einer mäßigen Nahrung unter einer heißen Zone erklärten mir eine Sache, die nach unseren Europäischen Gewohnheiten unbegreiflich schien. Unter den glühenden Breitengraden ist es gerade unzumuthig, die Menge der alkoholischen Speisen und Getränke zu vermehren, in Verhältniß des langen Weges, den man zu machen hat. Auch sind die Orientalen und besonders die Araber alle mäßig, obgleich sie gesunden Appetit haben. Die Beduinen und die Fellah's stillen ihren Hunger, indem sie am Tage ein Stück Zwieback mit Käse genießen und Abends nach Sonnen-Untergang eine Linsensuppe oder einen Weizenbrei. Die Dürftigkeit ist nicht, wie man behauptet hat, die einzige Ursache dieser Mäßigkeit. Der Beweis dieser Behauptung liegt

\*) Couriere der Fürsten: sie machen 70 Stunden Weges in einem Tage.

\*\*) Handels-Couriere, die 50 Stunden Weges in einem Tage machen.

\*\*\*) Es giebt Dromedare von guter Fucht, die Morgens und Abends 30 Stunden Weges in einem Tage zurücklegen.

†) Eine Art Lager, welches aus Zelten und Hütten besteht, wo man am Ende der Tagereise eintrifft. Es sind Beduinenstämme, welche diese Art von Wirthshäusern in der Wüste unterhalten.

††) Die Sabsi oder Aegyptischen Stallknechte sind Araber, welche von Kindheit an sich gewöhnen, fast eben so schnell und länger zu laufen, als die Vierde. Ein guter Sabsi kann zwei Pferde an einem Tage müde rennen.

†††) Mogrebins, oder richtiger Mogharbins, nennt man im Orient die Araber der Barbaren-Staaten. Dieses Wort kommt von „Gharb“, welches Westen bedeutet, weil ihr Land westlich von Aegypten liegt.

darin, daß, wenn sie sich bei Europäern in Dienst begeben, sie deren Unmäßigkeit nicht annehmen.

(Labat, Extrait des annales de la médecine physiologique.)

### Mannigfaltiges.

— Transport-Mittel in Paris. Nicht bloß die Bevölkerung von Paris hat sich seit 1804 fast verdoppelt, sondern alle Transport-Mittel haben sich vervielfältigt; einige Beispiele werden es darthun:

	1819.	1820.	Unterschied.
Wagen der Wasserträger . . . . .	843	1300	457
Fiaker . . . . .	900	1100	200
Stadt-Kabriolets . . . . .	765	1000	235
Dergleichen, um außerhalb der Stadt zu fahren (Coacous) . . . . .	406	569	163
Lohnkutschen . . . . .	489	500	11
Lohn-Kabriolets (die man tageweise mietet) . . . . .	388	500	112
Privat-Kabriolets . . . . .	4804	6600	1796
Summa	8595	11569	2974

Hierzu rechne man noch 9000 große und kleine Karren; 500 Tonnenwagen, die von einem Pferde gezogen werden; 600 Mist-Schutt- und Bewässerungs-Karren; 300 Bäckerwagen; 1700 Wagen mit Lebensmittel (täglich); 300 Wagen aus der Umgegend von Paris; 100 fürstliche Wagen (täglich); 2500 herrschaftliche Wagen; 178 große Dilligencen; 306 gewöhnliche Dilligencen; 249 kleinere Dilligencen; 750 Wagen mit Steinen und Backsteinen; 200 Wagen zum Transport des Bauholzes; 495 Wagen zum Transport des Gipses. Im Ganzen sind es mehr als 17,000 Fuhrwerke. Man rechnet außerdem 34,000 Pferde, wovon 21,000 in Paris und die übrigen außerhalb ernährt werden. — Also 17,000 Fuhrwerke und 34,000 Pferde sind in fortwährender Circulation in Paris, durchkreuzen sich auf tausend Arten und bleiben längere oder kürzere Zeit auf öffentlicher Straße stehen. Ueber den Pont-Royal allein gehen täglich 7500 Wagen oder Karren. (L'Édile de Paris.)

— Mannichfache Bedeutungen der parlamentarischen Worte: Hörst, hört! Das Wörtchen Hear (hört) ist viel sinnreicher, als man wohl denken sollte, und es ist eine moralische Unmöglichkeit, die Debatten im Parlamente gründlich zu verstehen, so lange das samöse Hear einen so schwankenden Gebrauch hat, wie heutiges Tages. Es ist ein wahrer Proteus unter den Wörtern. Der wilde Indianer brüllt nicht sein Kriegsgeschrei, wenn er lieblos, und der Lauber girt nicht Nein! wenn er etwas befehlen will; allein die Mitglieder des Parlamentes folgen keiner allgemein gültigen Regel. Ein paar Beispiele werden dies außer Zweifel setzen: — „Der edle Lord schloß seine Rede, indem er bemerkte, daß das gelehrte Mitglied für Botherington, dessen Hear er gehört, seine Ansicht in Schutz nehmen werde.“ Hieraus ergibt sich, daß man durch Hear zu weilen seinen Beifall ausdrückt. — „Oberst Strutt möchte das Haus davon in Kenntniß setzen, daß viele Personen dranken mit den Maßregeln unzufrieden sind, die man jetzt in Erwägung zieht — (Hört, hört!) „„Wollte das ehrenwerthe Mitglied für Fussford meiner Behauptung widersprechen?““ Diese Stelle lehrt uns, daß das Wörtchen Hörst! auch Mißbilligung und Widerspruch andeutet, also heiß und kalt aus demselben Loche bläst. — „Herr Bothering hielt es kaum für löblich, daß man den Bittstellern Beweggründe unterlegte, die aus ihrer Beschwerde, obenhin betrachtet, nicht ersichtlich seyen.“ (Hört! von Herrn Coffin). „„Ich möchte gern von dem gelehrten Mitgliede für Wiseacre erfahren, was für einer Unzientlichkeit ich mich bei dieser Behauptung schuldig gemacht.““ Herr Coffin erklärte, „er habe mit seinem Hörst! nichts Anderes sagen wollen, als daß er aus den Dokumenten, die jetzt vorlägen, und aus anderen, die sich in Privat-Händen befänden, nur den Schluß ziehen könne, die Bittsteller würden besser und weiser gehandelt haben, wenn sie ihre Beschwerden erst in der nächsten Sitzung vorgebracht hätten.“ — Nun das war doch in der That eine stattliche Ellipse, die das Eine Wörtchen Hear hier ergänzen sollte! (L. P.)

— Englische Frühstücks-Philosophie. Ich bekenne mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, daß ich nicht zu den „Gourmands in der Krübe“ gehöre; im Gegentheil behaupte ich, daß der Mann, welcher ein im populären Stile sogenanntes herzliches Frühstück einnimmt, ein uncivilisirter Barbar ist. Ein so vorzeitiger Appetit ist ja ein untrügliches Kennzeichen des Gotthischen aller Dinge — der Gesundheit. Je civilisierter wir sind, desto delikater sind wir. Welche Gefährlichkeit z. B. kann mit der bei einem Schottischen Frühstück verglichen werden? Es läßt sich viel über die Philosophie des Frühstücks sagen. Was für Dinge könnte ein Sprichtlichen erzählen, wenn wir ihn nicht verzeihen! Die Abenteuer einer Prälkel würden des Anhörers werther seyn, als die „Abenteuer einer Guinea.“ Von allen Mahlzeiten wird das Frühstück am meisten als Hausfreund behandelt, — denn wie viele Stunden bringen wir nicht in seiner Gesellschaft zu! Mit welcher Gleichgültigkeit behandeln wir dasselbe! Wir könnten ihm keine küßlere Aufmerksamkeit schenken, wenn es die geliebteste Person wäre, die wir auf Erden besitzen. Wir beehren es nicht mit der Gier, dem Raptus, dem Nicken, aber schwelgenden Genuß, der seinen Nachfolger, das Mittagmahl, begleitet. Dagegen sind wir in seiner Gesellschaft mehr zu Hause; wir empfangen es in Schlafrock und Pantoffeln, lehnen uns mit einem Buche darüber hin; brüten an seiner Seite über den Zustand unserer Finanzen oder die

Geschäfte des Tages und dulden endlich (welches andere Mahl kann sich dessen rühmen?), daß es uns ganz, wie wir sind, durchschauet. Wie sehr ist es mit unseren Studien verknüpft — wie sehr in unsere Ergötzlichkeiten eingewebt! (N. M. M.)

— Londoner Polizei. Ein Londoner Polizei-Sergeant brachte vor kurzem eine Soldatenfrau vor den Magistrat, die auf dem Laundry-Yard (Waschhaus-Hofe) zu Westminster unter freiem Himmel geschlafen hatte. Ihre zerlumpte Kleider bezeugten ihre Armut. Sie hielt einen Säugling in den Armen, und drei halbnaakte Kinder liefen neben ihr her. — Der Magistrat hob an: „Was habt ihr zu eurer Entschuldigung?“ Das Weib: „„Herr, ich reise von Depisford nach Bristol, und da es mir an Geld zu einem Logis fehlte, so tauerten wir uns zusammen, um uns warm zu halten.““ Magistrat: „Seyd ihr eine Soldatenfrau?“ „„Ja, Herr, mein Mann steht beim 95ten Regiment und ist jetzt auf dem Kap; ich will zum Depot des Regiments und daselbst warten, bis er wiederkommt.““ Magistrat: „Ganz wohl, Frau; ich schicke euch auf vierzehn Tage ins Gefängniß.“ „„Ach, um Gotteswillen, unsere Armut ist ja kein Verbrechen! thut das nicht, Herr!““ Magistrat: „Wie gesagt, auf vierzehn Tage!“ Das arme Geschöpf wurde sofort mit den Kindern, die sie umklammerten, in den Kerker geschleppt. Wer diese Barbarei ohne Empörung lesen kann, der eignet sich am besten zu einem Londoner Polizei-Offizianten. (L. P.)

— Neustadt und Altstadt. „Edinburg besteht eigentlich aus zwei Städten, die nicht weniger nach ihrer äußerlichen Erscheinung als nach dem Charakter ihrer Einwohner verschieden sind. Die feinen Herren, die ihre ausländischen Kleider und Sitten täglich in Princeß-Street zur Schau tragen, haben gar keinen Begriff von dem Volke in den niedrigen Häusern von Lawnmarket und West-Boy, welches noch das Sitten- und Gedankenkostüm seiner Voreltern treu bewahrt. Die obere Stadt ist ein Tummelplatz für die Kinder der Mode, die untere ein Zufluchtsort für den Armen und den Unwissenden. Mit einem Worte, der Fortschritt der Intelligenz geht über die South-Bridge, ohne jemals einen Seitenblick nach Cowgate zu werfen.“ Dies Urtheil fällt der Verf. der „Traditions of Edinburgh“ in seinem neuesten Werke: „Reekiana; or, Minor Antiquities of Edinburgh“, in welchem er bemüht ist, jene Ueberbleibsel des Aberglaubens der Nachwelt gewissenhaft zu überliefern.

— Muhamedanische Magie. Während meines Aufenthaltes in Ostindien, erzählt ein bejahrter Engländer, wurde ich (1797) mit einem achtbaren Muselman bekannt, der mir, als unser Gespräch einmal auf Magie fiel, versicherte, er glaube nicht nur an diese geheime Kunst, sondern es sey ihm auch die Kraft gegeben, Geister zu beschwören. Er bot sich an, mir eine Probe davon abzulegen. Zur verabredeten Stunde führte er mich eines Abends an einen abgelegenen Platz, wo ein kleines von allen Seiten offenes Zelt in der Nähe eines Dickichtes stand. Wir waren ganz allein, und rings um uns herrschte die feierlichste Stille, so daß mir wirklich sehr unheimlich zu Muth ward. Nach einigen Beschwörungs-Formeln, die ich größtentheils nicht verstand — was ich verstand, war eine Art von Invocation des Dschin oder Dämons, im Namen Suleiman's (Salsomo's) und in schlechtem Arabisch gesprochen — sagte mir mein Gefährte, Alles sey bereit; der Dämon sey anwesend und würde auf jede meiner Fragen antworten. Ich stellte dem unsichtbaren Höllengeist eine Menge Fragen in Betreff meiner selbst, meiner Familie, meiner Bestrebungen u. s. w., die alle sehr verständig und in einem seltsamen Ton beantwortet wurden, der, wie es schien, aus dem Schooß der Erde kam. Ich war höchlich erstaunt. Jetzt fragte mich mein Gefährte, ob ich den Dschin zu sehen wünschte. Als ich dies bejahte, verschloß er das Zelt sorgfältig, beschrieb mit einer Ruthe einen Kreis am Boden, der locker zu seyn schien, und sogleich drang eine bläuliche schwefelichte Flamme in Begleitung eines Dunstes hervor, der das Zelt anfüllte und mich dem Ersticken nahe brachte. Ich versuchte zu entfliehen; allein der Beschwörer hielt mich fest und schüttelte bedenklich das Haupt. Zuletzt fiel ich bewußtlos zu Boden. Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich in meinem eigenen Zelte auf einem Polster liegend. Von diesem Tage an würde ich an Magie geglaubt haben, hätte der Beschwörer seine Kunst nicht auch in Beiseyn eines anderen Europäers versucht, der stärkere Nerven oder älteres Blut als ich besaß und in jenem Kerl einen vor trefflichen Bauchredner erkannte. Der Betrüger hatte eine Mischung von Arsenik-Sulphurat und Salpeter in die Erde gesteckt, die einen Duqm erzeugte, der selbst den bösen Geist des Tobias würde ausgetrieben haben. (A. J.)

— Brasilianische Distanzen beim Wandern. Jedermann kennt die Klage jenes Reisenden in Irland (die auch auf Wanderungen durch Deutschland oft an ihrer Stelle ist), daß die Bauern ihm eine Stadt, der er zuwille, immer entfernter angaben, je mehr er sich ihr näherte. Folgende Stelle aus Macdowall's Reise nach Patagonien u. s. w. macht uns wahrscheinlich, daß diese löbliche Gewohnheit auch in Brasilien herrscht: „Jede Person, der wir begegneten, nahm den Hut vor uns ab, obgleich wir Jedem gern diese Höflichkeit erlassen hätten, denn unsere Arme waren wie gelähmt, und mein Strobbut ward in mancherlei Formen gequetscht. Nach einiger Zeit fragten wir ein paar Bauern, wie weit es noch bis Cubutam sey; die Antwort lautete: „zwei Meilen.“ Wir trübten demzufolge eine halbe Stunde lang rüthig weiter, begegneten einem Trupp Mantsthiertreiber, denen wir dieselbe Frage stellten, und erhielten zur Antwort: „Cubutam sey noch drittehalb Meilen entfernt.“ Ungefähr eine Meile nach dieser Begegnung stießen wir auf Andere, die uns endlich den tröstlichen Bescheid gaben: „wir hätten nur noch drei Meilen bis Cubutam!“